

Titel: Predigt über die Kantate
„Wer nur den liebe Gott lässt walten“
Von J. S. Bach, BWV 93

Pfarrer: Gerson Raabe

Datum: München, den 05.07.2015



„Auf die oder auf den kann ich mich verlassen!“ Es tut gut, das sagen zu können, das zu wissen! „Auf die oder auf den kann ich mich verlassen! Hundertprozentig!“ Es ist wichtig, das zu wissen, das sagen zu können. Denn das stabilisiert mich: Gut, dass ich mich auf jemanden verlassen kann!

Jede und jeder kennt gegenteilige Erfahrungen. Das sind dann Erfahrungen, die mit Enttäuschungen verbunden sind. Wir alle sind in unserem Leben auch enttäuscht worden. In Träumen, ja in Alpträumen kehren solche Enttäuschungen manchmal wieder: das Gefühl verlassen worden zu sein, das Gefühl den Grund verloren zu haben, das Gefühl zu fallen, manchmal gar ins Bodenlose zu fallen.

Wir hörten, wie man ganz beschwingt sein kann, wenn man weiß oder wenn man sagen kann, dass man sich verlassen kann. Tänzerisch, mit großer Leichtigkeit erklang die Gewissheit „Wer nur den lieben Gott lässt walten und hoffet auf ihn alle Zeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit.“

Die vom Chor gesungenen Choralteile in den punktierten Viertelnoten legen nahe: Ganz gewiss ist das so! Auf Gott kann Mann und Frau sich verlassen! Absolut! Zweifelsohne! Zweifelsohne? In den gerade erwähnten Träumen war da allerdings niemand. Es ist eben nicht unbedingt so: Als das Gefühl der Enttäuschung mich befiel, als nagender Zweifel, als das Gefühl verlassen zu sein, als das Gefühl ins Bodenlose zu fallen sich meiner bemächtigte – da hieß es eben nicht plötzlich: Stopp! Du bist getragen! Nein, so ist es leider nicht gewesen in meinen Träumen.

Da war kein lieber Gott, den ich walten lassen konnte. Da war nichts. Da war entsetzliche Haltlosigkeit. Da war das bedrückende Gefühl allein auf sich gestellt zu sein, niemanden zu haben, auf den ich mich verlassen kann, der mitgeht und der teilt, bei dem ich geborgen bin. Kein Mensch und erst recht kein Gott! Leider!

Und das ist – Gott sei's geklagt – zu unserem großen Schmerz nicht nur Wirklichkeit in unseren Traumwelten, sondern zumindest hin und wieder bittere Wirklichkeit unserer Alltagswelt. Plötzlich waren sie weg, die mit mir gingen, auf die ich mich verlassen habe – oder wenigstens waren einige von diesen weg, wichtige jedenfalls und diese Lücke wurde nicht gefüllt. Nicht durch andere Menschen und schon gleich gar nicht durch einen Gott.

„Leben in das Schweigen Gottes hinein“, so könnten wir das nennen. Manchmal war es gar ein Leben in „das eisige Schweigen Gottes“ hinein. Wie sehr habe ich mir gewünscht, dass mir jemand nahe ist! Wie habe ich mich danach gesehnt getragen und geborgen zu sein! Doch da war nichts, da war niemand, kein Mensch und kein Gott!

Ist Gott vielleicht gar nicht so lieb, wie Georg Neumark in seinem Lied meint? Kann Gott schweigen? Kann er verschwinden? Kann Gott gar gegen mich sein? Oder mit dem Text des Liedes gefragt: Kann Gott sogar *in* Not und Traurigkeit sein? Im Weh und Ach? In Kreuz und Leid? In dem, was uns fehlt, in Drangsalshitze, im Sturz?

Wer diesen Fragen nachgeht oder nachspürt, der bewegt sich in der oberen Liga des Nachdenkens darüber, auf was ich mich eigentlich verlassen kann, was mir Geborgenheit und Trost verleiht.

Anmerkungsweise und zusammengefasst gesagt: Wer in Gott nicht nur den Grund des Lebens, sondern auch den Abgrund fasst, der hat etwas ganz Tiefes verstanden, dem hat sich ein wahres Geheimnis eröffnet: Gott ist Grund und Abgrund. Oder wie es Martin Luther entdeckte: Gott ist uns einerseits der offenbare Gott, der uns zugewandte Gott. Er ist uns aber andererseits auch der verborgene, der abgewandte Gott; er ist Grund und Abgrund, er ist uns ein Paradox, ein Widerspruch.

Auf dieser Ebene gehört beides zusammen: Die Gewissheit in Gott geborgen und getröstet zu sein und die Einsicht in das Schweigen Gottes hinein zu leben. In den Schriften des AT und des NT sind nicht wenige Geschichten überliefert, die davon erzählen, dass Menschen diese paradoxe Erfahrung machen. Ich erinnere nur an die Frau, die Jesus um Hilfe bittet und die er mit einer Hündin vergleicht.

Doch leider, leider ist uns heute der Weg zu diesem Paradox nicht mehr, wie damals, der Zugang, die Antwort auf alle Fragen, auf alle Probleme, die wir mit dem Grund, dem letzten Grund haben. Doch langsam.

Zunächst müssen wir festhalten, dass J. S. Bach und seine Zeit mit einer großen Selbstverständlichkeit mit diesem Grund, mit Gott umgehen konnten. Diese Selbstverständlichkeit ist uns verloren gegangen! Unwiederbringlich!

Man mag dies begrüßen, weil damit der Weg frei wurde für einen selbstverantworteten Glauben, weil damit der Weg frei wurde, zur Freiheit des Glaubens, weil damit der Weg frei wurde für die Pluralität von Glaubensüberzeugungen. Man mag dies beklagen, weil damit Anschaulichkeit, Konkretion, Einheitlichkeit und Eindeutigkeit des Glaubens verloren gegangen ist.

Ich glaube, dass uns dieser Weg, an der Vorstellung von Gott herumzudoktern, nicht weiterführt. Ich glaube, dass uns weiterführt, wenn wir uns auf das Lied besinnen, das Georg Neumark zum Ende des 30-jährigen Krieges geschrieben hat. Ich glaube, dass wir mit unseren Betrachtungen weiterkommen, wenn wir der Kantate Bachs nachspüren.

20 Jahre war Georg Neumark jung, als er dieses Lied schrieb. Ein junger Mann. Ein junger Mann, der über Kreuz, Not und Tod

schreibt. Ein junger Mann, dem in jenem schrecklichen Krieg Kreuz, Not und Tod begegnet sind und den das nicht unberührt gelassen hat.

Johann Sebastian Bach war 39 Jahre alt, als die Kantate das erste Mal aufgeführt wurde. Als er sie überarbeitete war er 48 Jahre. Bei der Erstfassung war auch er noch ein vergleichsweise junger Mann. Also: Die Erfahrung, dass ich mich verlassen kann, dass mein Leben einen Grund hat, ich geborgen und getröstet bin, das ist keine Erfahrung, die erst im Alter Bedeutung gewinnt.

Vermutlich können wir mit Recht sagen, das sind menschliche Grunderfahrungen. Sie gelten für alle Alterstufen. Für den Säugling, wie für das Kind, für den Jugendlichen, wie für den Erwachsenen und die Seniorin, den Senior gilt: Mein Leben ruht auf Fundamenten, auf die ich mich verlassen kann und verlassen können muss.

Eindrucksvoll beschreibt Bach mit Klängen, mit musikalischen Figuren und Bögen, mit Melodien und Harmonien diese Grunderfahrung. Wie gesagt: beschwingt, wie im Tanz, dann die Gewissheit der breiten punktierten Viertel: „Ja, auch in Not und Traurigkeit gilt, ich bin getragen, geborgen und getröstet! Wer dem vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut!“ Und darum geht es doch uns allen: Wir sehnen uns danach, dass wir nicht auf Sand bauen.

Hinreißend wie der Bass am Ende des Rezitatives das Kreuz malt und wie diesem Kreuz, das so viele von uns in ihrem Leben erfahren haben, ob klein oder groß, „christliche Gelassenheit“ gegenüberstellt. Wohl wahr, wie sehnten und wie sehnen wir uns nach solch christlicher Gelassenheit.

Wie sehnten und wie sehnen wir uns danach das Schweigen Gottes, manchmal auch das eisige Schweigen Gottes aushalten zu können. Wie sehnten und wie sehnen wir uns danach in Not und Schmerz, in Traurigkeit, in Weh und Ach an jener Gelassenheit teilhaben zu können. Unwillkürlich fühlt man sich angesichts dieser Gelassenheit an buddhistische Ideale erinnert.

Durchaus einleuchtend auch dieses „Man halte nur ein wenig stille, und sei doch in sich selbst vergnügt...“ – Toll, wie Bach mit diesen Pausen diese Aufforderung anschaulich werden lässt „Man halte nur ein wenig Stille!“

Dann der Höhepunkt der Kantate, das Duett „Er kennt die rechten Freudenstunden... und merket keine Heuchelei“. Aufrichtig sollen wir sein, so würden wir heute sagen. Oder vielleicht noch besser: „authentisch“! Nichts vorspielen! Steh zu Kreuz und Leid! Steh zu Deiner Traurigkeit! Und vor allem: Steh dazu, dass Du auch darin geborgen und getröstet bist! Steh dazu, dass Du auch darin gegründet bist!

Steh dazu, dass es Dir bange wird und dass es Dir bange ist. Steh zu Deiner Enttäuschung, dass Du wieder einmal nichts gefangen hast, dass Du leer ausgegangen bist und dass Dich das nach unten zieht, dass Dich das betrübt. Steh dazu! Steh zu Deiner Angst, dass Dir der Boden unter den Füßen entzogen wird.

Von allen diesen Erfahrungen erzählt uns die Kantate. Sie erzählt uns – anders gesagt – von einer Gewissheit. Sie erzählt uns von der Gewissheit – ich formuliere es einmal zunächst etwas abstrakt – sie erzählt uns von der Gewissheit des Gegründetseins. Ich kann mich verlassen! Absolut verlassen! Ich bin gegründet! Ich bin geborgen und getröstet, was auch immer geschehen mag! Das schildert diese Kantate.

Und jetzt schlagen wir den Bogen: Wer in solcher Weise gegründet ist, wer in solcher Weise geborgen ist, wer sich in solcher Weise getröstet weiß, der ist in Gott gegründet, der ist in Gott geborgen, der ist in Gott getröstet. Es kommt nicht darauf an – und das ist nun entscheidend – wie das für die Einzelne, wie das für den Einzelnen, wie das für mich aussieht. Es kommt darauf an, dass ich gegründet bin.

Anders gesagt: Wir können letztlich auf die Konkretionen der Zeit Bachs und auch der Zeit davor und sogar auf die Konkretionen der Zeiten nach Bach verzichten. Entscheidend ist, dass es diese Gewissheit gibt und dass diese Gewissheit Geborgenheit und Trost vermittelt.

Und damit sind wir nun in der Tat einen entscheidenden Schritt weitergekommen als mit der fruchtlosen Spekuliererei was, wie, wo und wann sich wer unter Gott vorstellen kann oder nicht. Wir sind auf ein Gefühl gestoßen: Das Gefühl des Gegründetseins, der Geborgenheit und des Trostes. Und wir sind auf das Gefühl gestoßen, dass es darüber Gewissheit gibt: Ich bin gegründet, geborgen, getröstet – was auch immer geschehen mag.

Es gibt einen Grund, der mich trägt. – Ich kann vertrauen. Mein Urvertrauen kann nicht erschüttert werden; und wird es doch erschüttert, finde ich zurück zu Geborgenheit und Trost.

Jetzt können wir sogar sagen: Als dieses Gefühl, diese Gewissheit da war, da war Gott da – da war er da, ohne dass wir ihn gespürt hätten. Er war in diesem Gefühl, in dieser Gewissheit – gewissermaßen – verborgen. Anders gesagt: Wir haben Gott erfahren, ohne ihn zu spüren. Unerkannt und unbenannt ist das Heilige, der Heilige an uns wahr geworden.

Und schließlich: Diese Gewissheit ist nicht zu verwechseln mit zementierter Sicherheit. Diese Gewissheit ist erfahrungsoffen; sie kann sich verändern und sie verändert sich, je nach dem, was ich erfahre: eben Trost aber auch Schweigen, Grund oder Abgrund, wie auch immer.

Diese Gewissheit verleiht mir diese Geborgenheit, diese Gelassenheit, diesen Trost, indem ich diese Fragen nach dem letzten Grund in mir bewege, ihnen nachgehe und nachspüre – immer und immer wieder. Sie verleiht mir diese Gelassenheit etwa beim Lesen oder auch beim Nachdenken und Nachsinnen, beim Spaziergang in der Natur oder bei der Andacht oder im Gottesdienst und – vielleicht und vor allem – beim Hören von Musik, eben auch beim Hören der Kantate „Wer nur den lieben Gott lässt walten.“

Amen.